

HÉCTOR ABAD

*Aus dem Spanischen von
Ulrich Kunzmann*

*Das Gedicht
in der Tasche*

ZWEI

GEDÄCHTNISERFORSCHUNGEN

BERENBERG

VORWORT

Wenn man unter dieser ganz eigentümlichen Form der Grausamkeit leidet, die das schlechte Gedächtnis ist, wird die Vergangenheit zu etwas beinahe ebenso Unwirklichem wie die Zukunft. Schau ich zurück und will ich mich an die Ereignisse, die ich erlebt habe, und an die Schritte erinnern, die mich heute hierher gebracht haben, so bin ich nie ganz sicher, ob ich mein Gedächtnis auffrische oder etwas erfinde. Wenn wir die Dinge in der Zeit erleben, »in der sie geschehen«, in jener Zeit also, die wir Gegenwart nennen, unter der schweren Bürde der unmittelbaren Wirklichkeit, so scheint alles trivial, dauerhaft und hart wie ein Tisch oder ein Stuhl. Wenn hingegen Zeit vergeht, zerbrechen die Stuhlbeine oder gehen verloren, die Sitzfläche biegt sich durch, die Lehne verzieht sich, Termiten zerfressen das Holz, und am Ende sind die Dinge so unwirklich wie jener Gegenstand, den Lichtenberg einmal so schön beschrieben hat: »Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.«¹ Was für ein Gegenstand ist das? Ein Gegenstand, der nur in den Wörtern existieren kann, eine Sache, die sich nicht zeigen lässt, doch eine Sache, die man in diesem Satz sehen kann: »Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.« Beinahe immer ist das die Vergangenheit, etwas, das nicht mehr ist und wovon uns allein die Spur der Wörter bleibt.

Das schon Geschehene und das noch Bevorstehende sind in meinem Kopf lediglich Vermutungen. Die zwei autobiographischen Geschichten, aus denen dieses Buch besteht, haben ein solch hybrides Wesen: Sie halten sich an Indizien, um eine Vergangenheit geduldig nachzugestalten, an die man sich nicht mehr genau erinnert. Hier erscheinen sie mit dem Bildmaterial, das mir geholfen hat, sie den Unklarheiten und dem Vergessen zu entreißen.

DAS GEDICHT IN DER TASCHE

Gern hätte ich darauf verzichtet, dass mir das Leben diese Geschichte schenkt. Gern hätte ich darauf verzichtet, dass mir der Tod diese Geschichte schenkt. Aber das Leben und der Tod schenkten sie mir, besser gesagt, drängten sie mir auf: die Geschichte eines Gedichts, das in der Tasche eines Ermordeten gefunden wurde. Und mir blieb keine andere Wahl, als sie anzunehmen. Jetzt will ich sie erzählen. Es ist eine wahre Geschichte, allerdings hat sie so viele übereinstimmende Elemente, dass sie wie erfunden wirkt. Wenn sie nicht wahr wäre, könnte sie ein Märchen sein. Obwohl sie wahr ist, ist sie auch ein Märchen.

Ist das Leben das Original, so ist die Erinnerung eine Kopie des Originals und die Niederschrift eine Kopie der Erinnerung. Doch was bleibt vom Leben, wenn man sich nicht daran erinnert und es nicht schriftlich festhält? Nichts. Viele Bruchstücke unseres Lebens sind nichts mehr, und das wegen einer einfachen Tatsache: weil wir uns nicht mehr an sie erinnern. Alles, woran man sich nicht erinnert, ist für immer verschwunden. Das Leben hat zuweilen die gleiche Konsistenz wie jene Träume, die sich verflüchtigen, wenn wir erwachen. Darum sollte man bei bestimmten Lebensepisoden so vorsorglich handeln, wie wir es manchmal mit gewissen Träumen tun: Man sollte sie aufzeichnen, denn sonst vergisst man sie,

und sie lösen sich in Luft auf. Shakespeare hat es besser als jeder andere in *Der Sturm* gesagt: »Ja selbst dieses Erdenrund, mit allen, die es in Besitz genommen haben, [wird] der Auflösung verfallen [...] und nicht einmal ein Wölkchen zurücklassen. Wir sind aus solchem Stoff, wie Träume sind; und unser kleines Leben ist von einem Schlaf umringt.«²

Ich zum Beispiel erinnere mich nicht mehr an den Augenblick, in dem diese Geschichte für mich beginnt. Ich weiß: Es war der 25. August 1987, ungefähr um sechs Uhr abends, in der Calle Argentina in Medellín, aber ich weiß nicht mehr, wann genau es war, als ich eine Hand in die Tasche eines Toten steckte und ein Gedicht fand. »Ein Glücksfall«, notierte ich damals in einem Heft. Ich notierte es in meinem Tagebuch, auch wenn ich wohl nie vergessen hätte, dass ich in der Tasche meines toten Vaters ein Gedicht entdeckt hatte. An den genauen Zeitpunkt erinnere ich mich also nicht mehr. Doch obwohl ich mich nicht daran erinnere, habe ich den Beweis, mehrere Beweise, dass dies in meinem Leben geschehen ist, auch wenn dieser Augenblick jetzt aus meinem Gedächtnis verbannt ist.

Weil ich mich nicht genau erinnere, was am frühen Abend des 25. August 1987 geschah, weil die Erinnerungen verworren und von Schreien und Tränen überlagert sind, gebe ich einen Abschnitt aus meinem Tagebuch wieder, den ich geschrieben habe, als die Erinnerungen noch frisch waren. Der Abschnitt ist sehr kurz: »Wir fanden ihn in einer Blutlache. Ich küsste ihn. Er war noch warm. Aber still, ganz still. Die Wut ließ es beinahe nicht zu, dass ich Tränen vergoss. Die Trauer erlaubte mir nicht, meine ganze Wut zu fühlen. Mama zog ihm den Ehering ab. Ich wühlte in den Taschen und entdeckte ein Gedicht.«

So weit das Tagebuch, die Eintragung vom 4. Oktober 1987. Danach kommen noch ein paar verstreute Zitate einzelner Verse des Gedichts, doch gibt es in meinem Heft keine vollständige Abschrift. Den ganzen Text des Gedichts veröffentlichte ich später, am 29. November 1987, im Sonntagsmagazin von *El Espectador*. Dort sage ich zum ersten Mal, dass das Gedicht von Borges sei.

Wie war ich auf den Einfall gekommen, dass Borges der Autor des Gedichts sei? Das weiß ich nicht genau. Am wahrscheinlichsten ist, dass das handgeschriebene Gedicht mit seinem Namen oder wenigstens mit seinen Initialen unterzeichnet war. Das Blatt, das mein Vater eigenhändig abgeschrieben hatte, kann ich nicht mehr finden. Man wird mir vorhalten, so etwas dürfe nicht geschehen, ein solch persönliches Dokument, ein derart wichtiges Papier verliere man nicht oder werfe es weg. Ich bin unordentlich, vergesslich, manchmal träge. Außerdem habe ich Kolumbien am ersten Weihnachtstag des Jahres 1987 verlassen, ohne dass ich überhaupt nach Hause kommen konnte, um den Koffer zu packen. Alles blieb zurück, bei einer Familie, die vor Trauer und Angst fast den Verstand verloren hatte. Irgendwann ging das Papier verloren – oder jemand hat es, ohne nachzudenken, in den Müll geworfen. Doch außer der Veröffentlichung in *El Espectador* habe ich einen weiteren Beweis, dass ich es erlebt habe, dass ich es nicht wie einen vergessenen Traum oder eine weitere Täuschung des Gedächtnisses erfinde. Es ist ein in Stein gemeißelter Beweis, der Grabstein, den wir auf dem Friedhof Campos de Paz auf das Grab meines Vaters stellten. Dort kann man das Gedicht noch sehen oder wenigstens erraten, weil selbst in Stein gemeißelte Worte, so wie das Leben und die Träume, mit der Zeit ausgelöscht werden.



Der Grabstein in Medellín

Auf dem Grabstein ist das Gedicht mit drei Initialen unterzeichnet: »J. L. B.« Dieselben wie die von Borges. Außer in dem Heft, außer in *El Espectador*, außer im Marmor ist das Gedicht nun auch meinem Gedächtnis eingepägt, und ich hoffe, es so lange zu behalten, bis sich meine Nervenzellen durch Alter oder Tod zersetzen. Dies ist der Text:

Schon sind wir das Vergessen, das wir werden.
Elementarer Staub, der uns nicht kennt,
der jener rote Adam war und der jetzt
alle Menschen ist und uns allzeit verborgen bleibt.
Wir sind bereits im Grab Anfang und Ende.
Beides ist uns eingeschrieben. Die Totenkiste,
der widerwärtige Zerfall, das Leichentuch,
die Zeremonien und die Totenklagen.
Ich bin nicht wahnbesessen, klammere mich nicht
an den magischen Klang des eigenen Namens.
Voller Hoffnung denke ich an den Menschen,
der nicht mehr weiß, dass ich auf Erden war.
Unter dem gleichgültigen Blau des Himmels
ist diese Überlegung mir ein Trost.

Danach verging die Zeit. Viel Zeit. Niemand beachtete dieses englische Sonett. (Ich nenne es »englisch« wegen seines Aufbaus: drei Quartette und ein abschließendes Couplet.) Nicht einmal ich selbst kümmerte mich darum. Bis ich Ende 2006 ein Buch veröffentlichte, *El olvido que seremos*³, dessen spanischer Originaltitel dem ersten Vers des Gedichts entnommen ist. Im Buch sage ich, und mein Ge-

dächtnis ließ mich wieder einmal schmäählich im Stich, der Titel des Gedichts sei *Epitaph*. Bedenkt man das Thema und den Grabstein, wird man verstehen, woher meine Verwirrung kam. In diesem Buch stelle ich den Namen des Autors auch nicht in Frage. Das Gedicht sei von Borges, steht dort.

Mein Buch fand eine recht große Leserschaft in Kolumbien, und weil Erfolg immer verdächtig ist, erklärten die Sachverständigen und die Skeptiker schließlich, das Gedicht sei nicht echt, es sei nicht von Jorge Luis Borges. Sie behaupteten sogar, ich hätte es Borges zugeschrieben, um mehr Exemplare meines Buches zu verkaufen und meinen zwergenhaften Namen neben den eines Riesen zu setzen. Ich wusste schon vorher, schon immer, dass dieses Sonett in keiner Gedichtsammlung des argentinischen Schriftstellers erschienen ist, weder in den *Obras completas* noch in den *Textos recobrados* und auch nicht in der *Obra poética*. Das wunderte mich, aber ich kümmerte mich wenig darum. Ich zweifelte nicht an Borges' Autorschaft; doch ebensowenig beschäftigte mich die Frage, wer dieses Gedicht geschrieben hatte: Das Sonett war schön, es war mir wichtig, und das genügte.

Viele Jahre lang beschränkte sich mein zorniges Verlangen darauf, das Geheimnis zu entschleiern, wer meinen Vater umgebracht hatte; es lag mir also wenig daran, festzustellen, wer der Autor des Gedichts war. Auf dem Papier stand, dass es von Borges sei, und ich glaubte das oder wollte es zumindest glauben. Wie dies in einer solchen Lage natürlich ist, beunruhigte mich das Übel mehr als die Dichtung, das Rätsel der Schönheit weniger als das Rätsel des Bösen. Neben dem grausamen Tod schien dieser kleine ästhetische Akt, ein Sonett, ohne große Bedeutung.

Leseprobe aus:

Héctor Abad
Das Gedicht in der Tasche
Zwei Gedächtniserforschungen

Aus dem Spanischen von Ulrich Kunzmann

136 Seiten · Abbildungen · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Traiciones de la memoria« bei Alfaguara, Kolumbien. Eine gekürzte Fassung des ersten Kapitels erschien in »Lettre International«, Nr. 91

© 2009 Héctor Abad Faciolince

© der deutschen Übersetzung:

2011 Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10a, 10719 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Foto: S. 13: Carlos Tobón

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-43-6



BERENBERG